

Hosianna für rechts

Freikirchliche Gemeinden gewinnen an Einfluss. Sie erfreuen sich regen Zulaufs. Wie amerikanische Fundamentalisten suchen manche das politische Extrem. Das hat Tradition.

VON ULRIKE HEITMÜLLER

Heiden wissen oft mehr als die Juden“, sagt Johannes Matutis, Pastor der „Freien Nazarethkirche e.V.“. Die hat ihren Versammlungsraum in einem Hinterhof in Berlin-Wedding und feiert jede Woche vier Gottesdienste. Matutis predigt: „Gott hat für jedes Volk eine besondere Aufgabe. Die Juden haben die Aufgabe gehabt, Jesus zur Welt zu bringen.“ Diese Aufgabe haben sie erfüllt „und sind von der Bühne abgetreten.“

Es hat sich zwar nur ein gutes Dutzend Zuhörer an diesem sonnigen Mittwoch im tristen Gebäude eingefunden. Die meisten sind Frauen über 50, ab und zu breitet eine die Ärmel aus, schaut verzückt in den Himmel, singt laut. Heute wird der Gesang mit einem Akkordeon begleitet, aber an der Stirnseite des Saales stehen Klavier und Schlagzeug, bei den Sonntagspredigten geht es heißer her.

Es tut sich etwas in Deutschlands freikirchlichen Gemeinden. Analog zur von den Landeskirchen beklagten zunehmenden Austrittswelle erfreuen sich so manche Freikirchen eines regen Zulaufs. Freikirchen sind christliche Gemeinschaften, die nicht zu den Landeskirchen gehören. Die Bandbreite ist sehr groß, sie reicht von jahrhundertealten Gemeinschaften wie den Herrnhuter Brüdergemeinden bis zu jungen charismatischen Versammlungen – und von sehr engen Gruppen, in denen man einen realen Satan fürchtet, bis zu jenen, die mit der Landeskirche eine Abendmahlsgemeinschaft feiern. Und selbst innerhalb einer einzelnen Ortsgruppe können manche Eltern ihre Töchter bei einer Weltreise unterstützen, während andere sie nicht mal in die Disco lassen. Die meisten sind „evangelikal“, legen also Wert auf die Bekehrung zu einem persönlichen Gott und halten die Bibel für sein Wort. Die Anzahl der Evangelikalen in deutschen Frei- und Landeskirchen wird auf 1,3 Millionen geschätzt. Bilder von religiösen Fanatikern, die verzückt, beseelt einen Fundamentalismus feiern und die man zumeist nur aus den Kreisen Amerikas kennt, sind inzwischen auch in Deutschland zu haben.

Immer wieder fällt auf, was für seltsame Ansichten über das Judentum in evangelikalen Kreisen herumgeistern. Und wie sie sich zwar gewandelt haben, aber doch die Juden isolierten. Und in der Folge bildet sich mitunter Antisemitismus aus – und eine Annäherung an die politische Rechte im Land, an AfD und die Pegida-Bewegung.

„Juden haben die Aufgabe gehabt, Jesus zur Welt zu bringen.“

Johannes Matutis, Pastor

Exemplarisch für den Wandel der Zeiten und Einstellungen ist mein Großvater. Er starb vor 50 Jahren am 1. April 1965. Friedrich Heitmüller wurde 1888 in Völkens geboren, einem Flecken südlich von Hannover. Sein Vater besaß dort mehrere Steinbrüche und Straßenbauunternehmen. Er sollte in das Geschäft einsteigen, zog aber lieber nach Hamburg und wurde Beamter. Dann erlebte er seine Bekehrung zum evangelikalen Glauben. Von da an wollte er Pastor werden, mit 22 Jahren.

Nach einer kurzen Ausbildung arbeitete er zunächst in der „Philadelphia-Gemeinschaft“ mit, in der er auch sein Bekehrungserlebnis gehabt hatte. Aber die Zusammenarbeit mit dem Gemeindeleiter funktionierte nicht, und Heitmüller ver-

ließ die Gemeinschaft. Obwohl er erst 24 Jahre alt war, folgten ihm 70 Mitglieder. Mit ihnen gründete er die „Friedens-Gemeinde“. In den nächsten sechs Jahren wuchs diese Gemeinde auf 300 Mitglieder an. In dieser Zeit wurde der Leiter der Philadelphia schwer krank. Heitmüller wurde zum Nachfolger berufen und kehrte zum 9. November 1918 zurück. Seine Friedens-Gemeinde kam mit ihm, die Gemeinschaften schlossen sich zusammen, und damit wurde Friedrich Heitmüller an seinem 30. Geburtstag Leiter einer Gemeinde von wohl 1600 Mitgliedern, außerdem Direktor eines Diakonissenhauses und mehrerer Siechenhäuser.

Heitmüller machte Karriere, wurde Vorsitzender der Hamburger Sektion des Evangelikalen-Netzwerks „Evangelische Allianz“ und stellvertretender Vorsitzender des Gnadauer Verbandes Deutschland, einem pietistisch orientierten missionarischen Werk innerhalb der Volkskirche. Auch das Stiftungswerk wuchs. Im Jahr 1927 wurde das damals modernste Krankenhaus „Elim“ eröffnet. Heitmüller war Direktor. So weit die ersten biographischen Eckdaten. Aber aus dieser Zeit sind auch seine ersten jüdenfeindlichen Äußerungen bekannt: Er ließ in seinem Krankenhaus keine jüdischen Ärzte arbeiten. Er behauptete, sie wollten mit medizinisch nicht indizierten Abtreibungen das deutsche Volk ausrotten.

So eine Haltung wirkt bis heute nach. Zwar würde heute nicht einmal der verbottene christliche Fundamentalist behaupten, jüdische Ärzte wollten die Deutschen ausrotten. Aber Heitmüllers Freikirche ist bis heute mit der Aufarbeitung etwas nachlässig. Stattdessen ist die Lesart, er habe die „Judenfrage“ differenziert gesehen – schließlich habe er die Juden als das auserwählte Volk betrachtet.

Viele Evangelikale weisen Juden in ihrer Weltsicht eine wichtige Rolle zu. Zwar denkt man hierzulande bei Evangelikalen vor allem an die Erweckungsbewegungen in den USA. Aber nach Einschätzung von Reinhard Hempelmann, dem Leiter der landeskirchlichen Evangelischen Zentralstelle für Weltanschauungsfragen, gewinnen evangelikale Strömungen auch in Deutschland an Bedeutung.

Etwa der „Bund Freier evangelischer Gemeinden“, dem sich Heitmüller später anschloss und der heute etwa 40 000 Mitglieder hat, mit steigender Tendenz. Ebenfalls wachsen viele Pfingstgemeinden. Zur charismatischen- oder Pfingstbewegung, zu der auch Matutis und seine Gemeinschaft gehören, kann man etwa 150 000 bis 200 000 Menschen zählen. Sie definieren sich hauptsächlich über die Gaben des Geistes. Die meisten Kirchen feiern Pfingsten, weil da der Heilige Geist auf die Jünger kam. In der Bibel wird berichtet, dass sie danach in fremden Sprachen reden konnten. Wer heute einen Gottesdienst in einer Pfingstgemeinde besucht, kann erleben, dass ein Zuhörer aufsteht, Hände zum Himmel erhebt und anfängt, unverständliche Laute von sich zu geben. Ein anderer steht auf und „übersetzt“. Dieses sogenannte „Zungenrede“ gilt als besondere Gabe des Geistes. Etwas nüchterne Zeitgenossen würden es eher Gebabbel nennen. Sehr beliebt sind auch Krankenheilungen durch Handauflegen.

Friedrich Heitmüller waren solche Gefühlsausbrüche allerdings suspekt, und er vermutete, dass sie dämonisch sein könnten. Aber das kam später. Ende der 1920er, Anfang der 1930er Jahre festigte er seine private und berufliche Stellung. Er heiratete, das Ehepaar bekam vier Söhne, und auch Gemeinde und Stiftung wuchsen weiter: Anfang der 1930er Jahre schien er in jeder Hinsicht gesichert. Nun



2015

Sie preisen Gott, sind **bibelfest** und **bibeltreu** und sehr, sehr konservativ. Etwa 1,3 Millionen evangelikanische Eiferer gehen in Deutschland ihrem Glauben nach.

Fotos: Privat (2), pa dpa (2)

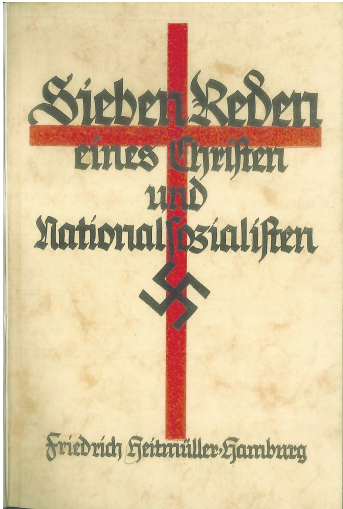


1927

Der evangelikanische **Pastor** Friedrich Heitmüller übernimmt die „Evangelische Allianz“, eröffnet ein Krankenhaus – und verweigert jüdischen Ärzten die Praxis. Sie wollen das deutsche Volk ausrotten, sagt er.

1934

Der **Christenmann** Heitmüller arrangiert sich mit den Nationalsozialisten. Mehr noch, er paktiert mit ihnen und schreibt ein schreckliches Buch.



2015

Willkommene **Schafe** für die Gemeinde. Berührungängste mit dem rechten Rand der Gesellschaft sind vielen Freikirchlern fremd.

versuchte er, Landeskirche und Nationalsozialismus von innen zu reformieren, nach seinem Bibelverständnis.

Bis 1932 nannte er den Nationalsozialismus eine Ersatzreligion, und er kritisierte auch den Antisemitismus. Dann aber versprach Hitler Glaubens- und Gewissensfreiheit sowie Schutz für das Christentum, soziale Hilfen wurden eingeführt und Prostitution, Abtreibung und „entartete Kunst“ kriminalisiert. Heitmüller änderte seine Meinung radikal. Er predigte im Braunkleid, besuchte den Reichsparteitag in Nürnberg und wurde Mitglied der „Deutschen Christen“. Im April 1933 stellte er einen Aufnahmeantrag für die Partei, er wurde politischer Leiter der NSDAP und im Herbst 1933 Gaureferent für Gemeinschaftswesen in Hamburg.

Im Herbst 1933 hielt er mehrere Vorträge vor christlichen Gemeinschaften und nationalsozialistischen Ortsgruppen, die er im darauffolgenden Jahr als Buch herausgab: „Sieben Reden eines Christen und Nationalsozialisten“. Darin schrieb er Juden einen „zersetzenden Einfluss in der Welt“ zu. Das Judentum sei eine Rasse, nicht minder- sondern anderswertig, man solle sie zwar nicht ausrotten, aber zurückdrängen in die „Fremdlandschaft unter den Völkern“. Das heißt, das Juden „nicht Inhaber eines öffentlichen Amtes sein können, durch das sie Einfluss auf das deutsche Staats- und Volksleben, auf deutsche Kultur und deutsche Geistesbildung gewinnen und ausüben. Auch wenn ein Jude sich von Herzen zu Gott bekehrt und durch den aufrichtigen Glauben an Jesus Christus ein neuer 'christlicher' Mensch wird. Wohl verstanden: Ein 'christlicher' Mensch, kein 'deutscher' Mensch.“ Übersetzt: Ein Jude kann ins Himmelreich kommen, nicht jedoch ins Deutsche Reich.

Trotz solcher Äußerungen endete seine Karriere im Nationalsozialismus bald ziemlich abrupt: Um 1932 hatte Friedrich Heitmüller schon zwei kirchenkritische

Broschüren veröffentlicht, die großes Aufsehen erregten, und am Karfreitag des Jahres 1934 verkündet er mit Vorstand und Brüdererrat den Austritt aus der Kirche und die Gründung einer „freikirchlichen Freiwilligkeitsgemeinde“. Zu diesem Zeitpunkt zählte die „Christliche Gemeinschaft Holstenwall“ nach eigenen Angaben 3200 Mitglieder, sieben Vereinshäuser, ein Krankenhaus mit 200 Betten, drei Siechenhäuser mit 100 Betten und drei Erholungshäuser mit 90 Betten.

Austritt und Neugründung erschütterten die Kirche. Und daraufhin denunzierte der damalige Hamburgische Landesbischof Franz Tügel Friedrich Heitmüller bei der NSDAP, erstattete Anzeige und veröffentlichte in mehreren Zeitungen einen offenen Brief in sehr ausfallendem Tonfall. So beklagte sich der Bischof, dass die Zensur gar nichts dagegen unternehme, wenn Heitmüller die Reichskirche „ein satanisches Ungeheuer“ nenne. Mit der Anzeige beendete Tügel die NS-Karriere von Heitmüller. Der predigte weiter NS-freundlich und antisemitisch. Aber seine Karte in der Zentralkartei der NSDAP wurde durchgestrichen. Ab 1935 kassierte er mehrere Rede- und Schreibverbote von der Geheimen Staatspolizei – was aber nur dazu führte, dass er ins Hamburger Umland zog und so seine Gemeinde beträchtlich vergrößerte.

Auf diese Rede- und Schreibverbote sowie Beschlagnahmen haben sich Heitmüller und seine Gemeinde nach der NS-Zeit berufen. Und tatsächlich lebte er in der Erinnerung seiner Gemeinde weiter als nur kurz verirrter Gegner der Nationalsozialisten und als Verfolger.

„Ein Jude kann nicht ins Deutsche Reich kommen.“

F. Heitmüller, Pastor, 1934

Heitmüller. Der predigte weiter NS-freundlich und antisemitisch. Aber seine Karte in der Zentralkartei der NSDAP wurde durchgestrichen. Ab 1935 kassierte er mehrere Rede- und Schreibverbote von der Geheimen Staatspolizei – was aber nur dazu führte, dass er ins Hamburger Umland zog und so seine Gemeinde beträchtlich vergrößerte.

Auf diese Rede- und Schreibverbote sowie Beschlagnahmen haben sich Heitmüller und seine Gemeinde nach der NS-Zeit berufen. Und tatsächlich lebte er in der Erinnerung seiner Gemeinde weiter als nur kurz verirrter Gegner der Nationalsozialisten und als Verfolger.

Vielleicht auch, weil Heitmüllers Einstellung gegenüber den Juden typisch war für Freikirchen zu dieser Umbruchzeit: Einerseits gab es einzelne, persönliche Initiativen, um Juden zu helfen. Aber, so die methodistische Bischöfin Rosemarie Wenner im Geleitwort zu einem selbstkritischen Sammelband über Freikirchen und Juden im „Dritten Reich“: „Man freute sich über etwas mehr öffentliche Anerkennung durch den Staat und wollte zeigen, dass man trotz vieler Kontakte ins Ausland 'ganz deutsch' dachte.“

In der Nachkriegszeit konnte niemand mehr die Gräueltaten der Nationalsozialisten verleugnen. Heitmüller dürfte vieles schon früher gewusst haben: durch die eigene Verfolgung, aus seelsorgerlichen Gesprächen mit Soldaten auf Heimaturlaub, und sicherlich auch von seinen Söhnen. Alle vier waren im Krieg gewesen. So schrieb er schon einen Monat nach der Bombardierung Hamburgs und der Zerstörung seines Krankenhauses Elim von den wahrhaftigen und gerechten Gerichten Gottes“. Und im Herbst 1945 forderte er Buße als „Gebot der Stunde“. Andererseits erschien 1952 seine Broschüre „Das Geheimnis des jüdischen Volkes“. Darin ordnete er die Geschichte der Juden in seine Vorstellungen der „Heilsgeschichte“ ein. Gemäß dieser Lehre gibt es mehrere Zeitalter, die einem von Gott bestimmten Ablauf folgen und in die Wiederkunft Jesu, die Entrückung der Gläubigen und dann in die Schlacht bei Harmagedon und das 1000jährige Reich münden.

Nach dem Krieg bot diese Vorstellung eine Möglichkeit, den schrecklichen Erfahrungen der vergangenen Jahre einen Sinn zu geben. Und sie bot auch eine billige Möglichkeit, mit der eigenen Schuld gegenüber den Juden umzugehen: Die Juden haben das Evangelium verworfen, schrieb Heitmüller. Daraufhin habe Gott sie mit Blindheit und Verwerfung geschlagen, sie seien Unheilstifter geworden, und der Rest der Welt – vor allem Deutsch-

land – habe sich verteidigen müssen. Damit habe Deutschland seine Aufgabe als Gottes Werkzeug erfüllt. Und die zum Christentum übergetretenen Juden und die führenden Staatsmänner Israels sollten sich zur „weltgeschichtlichen Schuld“ ihres Volkes bekennen.

Friedrich Heitmüller hat die evangelikale Öffentlichkeit damit nicht schockiert: Nach dem Krieg macht er weiter Karriere. 1954 wurde er Präsident des Internationalen Bundes Freier evangelischer Gemeinden. Er holte den US-Erweckungsprediger Billy Graham nach Hamburg. Und obwohl er in Hamburg wegen seines Antisemitismus angegriffen wurde, blieb er doch bis zum Ende seines Lebens Leiter der Freien evangelischen Gemeinde Hamburg-Holstenwall und des diakonischen Werkes „Elim“. Es ist also kaum verwunderlich, dass die „Heilsgeschichte“ unter Evangelikalen in Deutschland Fortbestand hat. Demnach ist Israel „Schlüssel zum Weltgeschehen“. Auch eine Art von Instrumentalisierung.

Manchmal ist eine Bewertung schwierig. Zur evangelikalen Überzeugung gehört, dass der Glaube an Jesus Christus heilsnotwendig ist. Demnach muss man auch Juden missionieren. Das wollten evangelikale Gruppen auf dem kommenden Kirchentag im Juni tun. Dem aber schob das Präsidium einen Riegel vor: „Als Christinnen und Christen glauben wir an Gott als den Gott Israels in seiner bleibenden Verbundenheit mit dem Volk Israel. So sind wir bleibend an das jüdische Zeugnis von Gott und an einen christlich-jüdischen Dialog auf Augenhöhe gewiesen. Wir können und wollen jüdischen und Juden nicht missionieren.“

— Die Autorin war als Jugendliche und junge Erwachsene selber Mitglied in der Freien evangelischen Gemeinde. Die Recherchen für diesen Text wurden durch ein Stipendium der Journalistenvereinigung netzwerk recherche gefördert und betreut.